

4GRRENZ

Beiträge zu einer modernen Romanistik

GRÄNZE

2. Jahrgang 1995

Jürgen Efturt

„Y a-t-il un discours interculturel dans les pays francophones?“

Nachbetrachtung zum 2e Colloque International de l' „Association des Etudes francophones d'Europe Centre-Orientale“ (AEFECO), Wien, 18. bis 23. April 1995

Interkultureller Diskurs und Frankophonie – zwei Begriffsfelder, die 'en vogue' und reichlich schillernd zugleich sind, die vielfältige Diskussionen animieren über internationale, interethnische, interkonfessionelle, intertextuelle und andere kulturkonstituierende Beziehungen, über Dialog, Dependenz und Interdependenz, über Hegemonie und Marginalisierung, über Zentrum und Peripherie, über Innen- und Außensicht, über ein gemeinsames Haus von 'utilisateurs' der französischen Sprache und über Post-/Neo- oder Antikolonialismus. Die Aufzählung einschlägiger Leitbegriffe ließe sich fast beliebig fortsetzen. Darunter auf jeden Fall als weitere die der Inter- und Pluridisziplinarität, handelt es sich doch bei Interkulturalität und Frankophonie um Gegenstände, deren gegenseitige Schnittmenge konzentrierte Reflexionen verschiedener Disziplinen prvoziert.

Das im Auftrag der „Association des Etudes francophones d'Europe Centre-Orientale“ (AEFECO) vom Institut für Romanistik der Universität Wien unter Leitung von F. Peter Kirsch im Schloß Neuwaldegg (Wien) ausgerichtete 2. internationale Kolloquium führte ca. 80 Frankophonie-SpezialistInnen mehrerer Fachdisziplinen aus 24 Ländern zusammen. Der Tagungsverlauf: bei exzellenter Organisation eher klassisch, mit einer

Leipziger Universitätsverlag



insgesamt anregenden und gut besetzten Table ronde zum Auftakt, einem Vormittag gemeinsamer Sitzung, dann über drei Tage hinweg zwei Parallelsektionen mit überreichlich Vorträgen bei meist verhaltener Diskussion und schließlich einer bilanzierenden Abschlussitzung mit anschließendem Konzert und einem Wien-gemäßen Heurigen. Für das Abendprogramm der Tagung konnte der Literat Albert Memmi zu einem Vortrag zum Thema „Qu'est-ce que l'identité culturelle?“ gewonnen werden. Unbedingt hervorhebenswert: Den Organisatoren gelang es, das Kolloquium zu einer eindrucksvollen Ost-West-Nord-Süd-Begegnung werden zu lassen. Fast ein Drittel der TeilnehmerInnen kamen aus ost- und süd-osteuropäischen Ländern, zur die Hälfte aus Mittel- und Westeuropa, die übrigen aus Finnland, Kanada, Algerien, Marokko, Elfenbeinküste und Kamerun. Erwähnung verdient die Teilnehmerliste auch deshalb, weil sich über sie das mittlerweile auseinanderdriftende Verständnis von Frankophonie gewissermaßen personifizierte, worauf noch einzugehen sein wird.

Im Mittelpunkt dieser Nachbetrachtungen zur Wiener Tagung sollen einige Überlegungen zur Verfassung der aktuellen Frankophonie-Forschung stehen. Aus den mehr als vierzig Vorträgen lassen sich meines Erachtens die folgenden thematischen und methodischen Aspekte zunächst zum Themenkreis der Interkulturalität (siehe a) – b)) und anschließend zur Verfassung der Frankophonie unter c) extrapolieren.

a) Die sich in der Schnittmenge von Frankophonie und Interkulturalität befindlichen Themen wurden während des Kolloquiums überwiegend von der Literaturwissenschaft und nur partiell von anderen Sozialwissenschaftlichen (Medienwissenschaft, Sprachwissenschaft, Kulturwissenschaften) besetzt. Wertinterpretationen oder Rekonstruktionen von Biographien im Sinne von Fallstudien zum Rahmenthema französischsprachiger literarischer Produktion in der Region XY gaben hierbei den Ton an, wobei XY durch Belgien, Kanada, die Antillen, die Maghrebstaatern, das subsaharische Afrika etc. ersetzt werden kann. Die Literatur wird dabei zum Feld der Austragung von Konflikten, die facettenartig die Beziehung von Interkulturalität und Frankophonie illustrieren. Im Vordergrund standen zwei Problembereiche:

– Alle Regionen, die heute zur Frankophonie gehören, sind Kontaktzonen der Bi- oder Multikulturalität: Französisch und afrikanische Kulturen in den einstigen französischen und belgischen Kolonien, Französisch in anglophoner Umarmung in Nordamerika, Französisch und die zu Selbstbewußtsein gelangenden kreolophonen Kulturen in der Karibik usw. In diesen Fällen steht die Identität der einen nicht selten

im Konflikt zur Identität der anderen, werden Hierarchien beschrieben, Marginalisierungen oder auch Ignoranz seitens der anderen Kulturen ausgedrückt.

– Frankophone Länder sind Refugien und neuer Wirkungsraum für Exilanten und Immigranten: Frankreich, Belgien, Kanada werden Zufluchtsorte für Intellektuelle aus den Maghrebstaatern; in Québec verarbeiteten Haitianer, Italiener, Lateinamerikaner, Algerier und viele andere die Erfahrungen aus ihren Herkunftsländern mit der neuen, anderen Kultur.

Und allgemeiner: Im sozialwissenschaftlichen Kontext wird Interkulturalität so zu einer Art Zugriffskonzept auf pluridisziplinär oder interdisziplinär zu fassende Konzepte wie Mentalität, Minderheit oder Identität. Im Kontext des Rezeptionsverhalten ist Interkulturalität ein quasi-deckungsgleicher Begriff zu Kulturtransfer im Sinne von bewußter, produktiver Aneignung der Kultur der anderen.

b) Die Beziehung von Frankophonie und Interkulturalität widerspiegelt heute mehr oder weniger explizit forschungsmentale und soziale Umbrüche, die sich vielleicht am ehesten – so die Meinung mehrerer Referenten, wie M. Tétu (Québec) in der Abschlussitzung resümierte – mit der Infragestellung von Positionen des Modernismus durch den Postmodernismus erklären lassen. Interkulturalität als Begriff, der im Modernismus leitmotivischen Status erlangte und auf 'égalité' als Prinzip baute, bestimmte seit dem Beginn der Frankophonie-Politik Mitte der sechziger Jahre die Aspirationen eines Léopold S. Senghor, als es darum ging, nach Erinnerung der Unabhängigkeit vieler afrikanischer Staaten die Beziehungen zwischen den ehemaligen französischen und belgischen Kolonien, Frankreich und der übrigen französischsprachigen Welt neu zu definieren. Der Terminus Interkulturalität ist geblieben, doch der Begriff hat sich gewandelt: von 'égalité', von 'méritocratie culturelle', wie es in den sechziger Jahren hieß, hat sich der Akzent nach der Diversität, Pluralität, dem interkulturellen Dialog verlagert. Der konzeptuelle Wandel wird seit Ende der achtziger/Anfang der neunziger Jahre evident. Nur verweisen sei auf die politischen Veränderungen und Umbrüche in Ost- und Südeuropa, in der arabischen Welt oder in Westeuropa, die ohne Auswirkungen auf die Frankophonie nicht sind.

c) Die nähere Betrachtung dessen, wie sich die Frankophonie selbst definiert, gibt den Wandel und zugleich die neuen Dimensionen des Dialogs zu erkennen. Denn wenn sich die realen sprachlich-kulturellen Verhält-

nisse in der Frankophonie in den letzten 20 Jahren kaum verändert haben, so hat sich umso mehr das politische Brimborium um die Frankophonie, insbesondere mit den erstmals 1986 stattfindenden Gipfelfreien der Staatschefs der frankophonen Länder gewandelt. Noch zu Zeiten Senghors als aktivem Politiker sammelten sich die frankophonen Eliten Afrikas – im Namen ihrer Staaten wohl gemerkt – gemeinsam mit Frankokanadiern, frankophonen Belgiern etc., um zusammen mit Frankreich auf der Basis der Gleichsprachigkeit ein kulturelles Bündnis von Gleichberechtigten anzustreben. Damit war zunächst ein bedeutender Schritt getan, um eine neue Art von internationalen Beziehungen – d.h. anders als beispielsweise im Commonwealth, mit der fortbestehenden Unterordnung der Mitgliedsländer unter die britische Krone – zu gestalten. Mit der Aufnahme von Rumänien und Bulgarien in die Organisation frankophoner Staaten Anfang der neunziger Jahre, darüber hinaus mit den Veränderungen in der französischen Politik unter der konservativen Regierung (u.a. Gründung eines Ministeriums für Kultur und Frankophonie; Politik des direkten Eingreifens der französischen Politik in die Belange der Agence de coopération culturelle et technique (A.C.C.T.) und nicht zuletzt wegen des weiterhin wachsenden anglo-amerikanischen Einflusses in der Welt hat ein wohl auch früher schon vorhandenes Unbehagen über das Selbstverständnis der Frankophonie neuen Nährboden erhalten. Wie während des Kolloquiums verschiedentlich deutlich wurde, tut sich nun die Wissenschaft bei einer ihrer vornehmsten Aufgaben, der Klassifikation, schwer, Boden unter die Füße zu bekommen, wenn es zu bestimmen gilt, wer oder was frankophon ist und zur Frankophonie gehört. Die Realitäten, wie sie infolge von politischen Entscheidungen geschaffen wurden, wollen sich nur schwerlich mit einer homogenen oder monolithischen Klassifikation beschreiben lassen. Um die Problematik zu verdeutlichen, seien einige Klassifikationsversuche und Klassifikationsprobleme genannt:

M. Tetu schlägt eine Differenzierung von *Francophonie* – mit Majuskel – und *francophonie* – mit Minuskel – vor: ersteres sei für die politische Organisation reserviert, in der ja nun auch Staaten tätig sind, die gemeinhin nicht als französischsprachig bekannt sind (z. B. Rumänien und Bulgarien). Der zweite Terminus benennt demgegenüber den französischsprachigen Raum, d.h. all die Gebiete, in denen Französisch als Amts-, Verkehrs- oder Vernakulärsprache verbreitet ist, wie etwa in den ehemaligen Kolonien in Afrika oder Asien oder die frankophonen Gebiete in den USA, wiewohl die USA nicht Mitglied der *Francophonie* sind.

Seitens der Vertreter des subsaharischen Afrika wie A. Kom (Yaoundé) oder B. Korchiy (Abidjan) folgte allerdings prompt Kritik an einer solchen geopolitischen und geolpolitischen Klassifikation, weil sie quer Bege zu den realen sprachlichen Verhältnissen und der individuellen Sprachkompetenz vor allem in afrikanischen Ländern. Hier sei für das Französische als die Sprache der Kolonialmacht keine oder kaum eine soziale Basis für Primärsprachlichkeit vorhanden. Es werde lediglich von der Bildungselite im geringen Maße als Erst-, häufiger als Zweitsprache gesprochen und kennzeichne das Diskursverhalten afrikanischer Staatsmänner, nicht aber der Afrikaner. Die Verbreitung des Französischen sei von fünf Prozent der Bevölkerung nach dem Zweiten Weltkrieg auf ca. 15 Prozent in den siebziger Jahren angestiegen und heute auf unter fünf Prozent gefallen, weswegen die Einbeziehung subsaharischer Länder in den 'espace francophone' problematisch wäre. Überdies brauche die afrikanische Kultur nicht das Französische, um sich zu artikulieren.

Daß der Begriff der 'Frankophonie im Plural' zu denken sei, wie M. Quaghebeur (Brüssel) hervorhob, schien weitgehend konsensfähig zu sein, nur stieß der Versuch einer Klassifikation, die allen rasch Hierarchie, Marginalisierung oder Ausgrenzung evoziert, besonders bei M. Abou-Abdalaoui (Rabat) auf Kritik. Er wandte sich gegen eine Klassifikation der „unités de la francophonie“ in eine 'innere und eine äußere Frankophonie', wie sie von Y. Bridel (Sankt Gallen) vorgeschlagen wurde. Zur 'inneren' rechnet er Länder wie Frankreich, Belgien, Kanada, Schweiz u.a. (schnell war dann auch die Bezeichnung „les vrais francophones“ zur Hand), wo das Französische verbreitet die Erstsprache eines großen Teils der Bevölkerung ist, während die 'äußere Frankophonie', in der das Französische keine oder nur eine geringe primärsprachliche und eingeschränkte funktionale Basis hat, vor allem die afrikanischen Länder umfassen würde. Davon abzuhellen wären wiederum die nichtfrankophonen Länder wie Bulgarien und Rumänien oder auch Polen, Albanien oder Rußland, wo die Beziehung zur französischsprachigen Kultur lange Zeit das Markenzeichen der Aristokratie war und heute von einem Teil der Bildungselite getragen wird (worauf sie sich ja nur geringfügig von der soziologischen Struktur der Frankophonie in afrikanischen Ländern unterscheiden). Als Kriterium für diese Art von Klassifikation läßt sich bei Y. Bridel das Vorhandensein eines virtuellen Konfliktpotentials im Verhältnis von eigener Sprachpraxis und dem Französischen Frankreichs bestimmen, wobei das Verhältnis von Angehörigen der „äußeren Frankophonie“ und der nichtfrankophonen Länder zum Französischen eher verklärt, stereotypenbelastet

und weniger konfliktuell wäre als bei den „echten“ Französisch-Muttersprachlern.

Gegen diese vor allem die Bildungsebenen und die Romanistik außerhalb der frankophonen Länder aus ernsthafter wissenschaftlicher Diskussion ausschließende Klassifikation argumentierten F. P. Kirsch (Wien), A. Vigh (Pécs/Paris) und S. Atanassov (Sofia). Die nicht selten leidenschaftliche Beschäftigung mit dem Französischen in den Ländern Ost- und Südosteuropas, aber genauso andernorts, hätte hier neben der Verbreitung der französischsprachigen Kulturen die Funktion des Erkenntnisgewinns über die eigene, wemgleich anderssprachliche Realität in einer mehrsprachigen Gesellschaft, wie sie, global betrachtet, die Regel ist. Österreich, Ungarn, Ex-Jugoslawien, Albanien, Bulgarien, Rumänien, Polen etc. sind Länder, in denen zahlreiche Minderheiten leben und wo Sprach- und Kulturkonflikte zum Teil mit äußerster Brutalität ausgetragen werden. Der Blick aus diesen Ländern in die Frankophonie erlaube daher unstrittig, den Blick für vergleichende Analysen auch der eigenen sprachlich-kulturellen Existenz und der aus der gesellschaftlichen Mehrsprachigkeit resultierenden Konflikte zu schärfen.

Gewiß, ein abschließendes Fazit zum Verständnis dessen, wer oder was zur Frankophonie gehört, läßt sich nicht ohne weiteres ziehen. Für sich betrachtet, wäre dies auch eine Diskussion um des Kaisers Bart. Vielmehr ging es darum zu zeigen, daß ein scheinbar nur akademisches Problem wie das der Klassifikation seine eigentliche Dimension im Bereich der kulturellen Identität hat. Und diese wiederum ist im Wandel. Auf einen dem Egalitarismus huldigenden Gründungselan in der Frankophonie, der in der Sprache das einigende Band sah, folgte die Hinterfragung genau dieses gemeinschaftsstiftenden Topos auf seine ökonomischen, kulturellen, politischen und anthropologischen Implikationen, auf Divergenzen und auf neu entstehende Konfliktpotentiale. Die Motive, sich mit frankophonen Kulturen zu identifizieren oder/und sich einer/ihrer politisch-kulturellen Organisation anzuschließen, sind widersprüchlich geworden. Auf jeden Fall sinnvoll wird die Diskussion um die Verfassung der Frankophonie, wenn sie – wie bei diesem Kolloquium geschehen – mit dem Themenkreis der Interkulturalität verbunden wird. Dann nämlich müßte, wie unter a) und b) kurz dargestellt, die Auseinandersetzung um die Frankophonie in Einsichten über kulturellen Wandel und Kulturtransfer, über die Suche nach eigenen Wegen und Werten sowie in die Möglichkeiten und Risiken von Globalisierungsprozessen.

Die Materialien des Kolloquiums werden in absehbarer Zeit in den „Cahiers francophones d'Europe Centre-Orientale“ nachzulesen sein.